

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1916

219 (19.9.1916) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage.

In den Kasematten von Douaumont.

Rechts der Maas, Ende August 16.

Schweigend, ausgepumpt, verflocht, so fallen die Leute durch die Eingangslöcher in das Fort. Alle überkommt ein wunderbares Gefühl der Sicherheit — unter diesen dicken Mauern, die auch dem schwersten Kaliber ruhig standhalten. In den wassertriefenden unterirdischen Gängen drängen sie sich mühsam aneinander vorbei. Scheinwerfer mit einem gelben Sonnenlicht erhellen die schlüpfrigen Treppen, auf denen Holzrahmen angepaßt sind als Halt für die torfelnden Füße. Hier und da brennt eine trübe elektrische Birne. Ein Motor rasselnd hinter einem schmutzigen Leinwandvorhang. In der Nachtstube wird jedermann notiert, der das Fort verläßt und betritt.

Treppauf — Treppab — das große Fort hat mehrere unterirdische Stodwerke — klettert wir durch ein Wirrwarr von Gängen kreuz und quer. Die Temperaturen wechseln. Am heißesten ist es tief unten im Sogarett, wo durch dann und wann abgelassenen Sauerstoff die Luft erfrischt werden muß. Das Sogarett ist leer. Die Kartouille, mit denen wir gekommen sind, haben sämtliche Verwandete dieser Nacht abgeholt. Krankenschwestern säubern gerade die beiden Räume, deren heiße Luft geschwängert ist von Karbol und Blutgeruch. Ab und zu dringt auf der Wanderung durch einen Ritze der Mauer das blaue Licht des Tages zu uns herab. Ein kalter Windzug fegt durch den Gang. Die Außenmauern glitzern, wenn mit kurzen dumpfen Krach ein Geschloß draußen niederfällt.

Von den vielbeschlingelten Gängen kommt man seitwärts in die zahlreichen Kasematten. Die französischen Eisenbetten stehen übereinander noch genau so da wie im Februar. Manche Räume sind leer. Manche voll Gerümpel. In den Ecken lagert französische Munition, Schanzzeug, Bajonette, Drahtschere, Uniformen. Von einer Wand schimmert eine verpackte goldene Zinnschicht, aus der die Worte „gloire“ (Ruhm) und „drapeau“ (Fahne) mit Mühe zu entziffern sind.

In einem der Räume strecken wir uns hin — übermüdet von dem nächtlichen Anmarsch — auf Tragebahren im Hintergrund, wo ein großes Loch in der Mauer durch Sandfäden verstopft ist. Vorn sitzen um einen Tisch ein paar Pioniere. Im Halbschlaf hören wir sie reden. Es sind fünf Meßer. Sie reden von den „Schangels“ und „Pimols“ (Franzosen). Ein Schangelflieger ist gestern östlich vom Fort brennend abgestürzt. Ein Träger von uns hat sich verlaufen und ist 12 Kompagnien weit westwärts gelangt. Zwei andere sind spurlos verschwunden. Ein Mann kommt herein. Er hat ein deutsches Maschinengewehr gefunden ohne Verschluss. Er zeigt das Gewehr herum wie ein Spielzeug. Jedesmal, wenn die Tür aufgeht, hört man die Lichtmaschine draußen jureken. Es ist wie tief unten in einem Bergwerk.

Gegen Mittag gibt es Gas-Alarm. Die Franzosen schießen Gas-Granaten vor die Eingänge. Das schwere Gas zieht durch die Löcher ins Fort. Diesmal wird es nichts. Vor ein paar Tagen zog das Gas durch die Gänge bis in die inneren Kasematten. Aber es gab nur drei leichtsinnig Erkrankte. Die Schutzmittelvorschriften sind sehr streng. Keinen Augenblick — und wenn er von einem Mann in den andern geht — darf der Soldat ohne Gasmaske sein. Nachts haben wir die schäumende Trommel neben uns auf dem Bette liegen.

Wir wandern wieder im Fort herum. In der Latrine pumpen Tag und Nacht zwei Männer. Pioniere graben seitlich des Forts eine neue Anlage. Dabei stoßen wir auf ein paar Leiden. — Wir kommen an die gefüllten Wassertanks. Die Franzosen sollen eine Leitung besessen haben, die von Fleury das Wasser herauspumpt. — In einem der halbzerstörten Türme des Forts steht noch ein gut erhaltenes 15 Zentimeter-Geschütz — mit gut funktionierender Drehvorrichtung, Geschoslaufzug und reichem Munitionslager. — Sie und da sieht man Leute an den Mauern schwer arbeiten, bohren, sprengen. Alle Betonmauern sind mit dicken Eisenbändern und Stäben durchzogen — modernste Festungstechnik. Es ist unbegreiflich, wie die Franzosen im Februar dies starke Fort so leichtsinnig konnten lassen.

Jetzt sind alle Gänge und Kasematten gefüllt mit Deuten, die teils nach vorn in die Stellung, teils nach unten wollen. Sie liegen auf den Betten, auf dem blanken nassen Steinboden. Sie sitzen in den Ecken, lesen Briefe oder essen. Nur selten macht einer eine besorgende Bemerkung. Die meisten sind stumm. Viele schlafen. Junge Menschen kommen an, deren Gesicht mit dem kriegerischen Stahlhelm fast knobelhaft wirken. Sie sehen uns erstaunt, verstaubt an. Ein junger, ganz junger Handkäufer, sitzt mitten unter seinen Leuten am Boden und schläft. Ein Hauptmann zwingt sich über eine Holztrappe. Von seiner Brust leuchtet der Eisenhalsmond, den er sich an der Spitze seiner türkischen Kanoniere auf den Dardanellen holte.

Plötzlich stehen wir wieder im Freien — im Tageslicht. Die Augen schließen sich vor der leuchtenden Helle. Mühsam erkennt man aus den Schuttmauern den inneren Hof des Forts — die durchlöcherter Kasernenmauer, die sich nur an einer Stelle sichtbar von der Erde abhebt — die Löcher wie Dachfenster in einem Strohhause — einen angepöbelten Kanonenurm wie einen schiefen Dachreiter. Das ganze Totensfeld mühevoller künstlicher Arbeit, an der die Hände und Gehirne Tausender von Menschen schufen, liegt wieder erschreckend vor einem. Aber darüber ein reiner blauer Himmel — voll menschlicher friedlicher Schönheit nach diesem Dunkel da unten, neben dieser Zerstörung ringsum. Am Himmel steht das Wölken der Abwechslungen los. Am Himmel stehen weiße Wölken auf, Maschinengewehre knattern aus dem Mau herab. Auch am Himmel ist Krieg.

Weiter. Wir stehen an der Südostmauer des Forts. Durch verfallene Baumstämme hindurch sehen wir die platte Nase des Forts Lavannes, die Nase des Chapitrewaldes und hinter ihm die dunkle Linie der Souville-Schlucht. (Nur darauf, am 2. September, von uns erklümt. Die Med.) Von einer kalten Höhe links hebt sich Fort Vaux heraus — ein hoher, aufgesetzter Koffer. Hinter Vaux liegt breit, nach Deutschland dünnig sich verflüchtend, die Ebene.

Wieder wird es Nacht. Die zweite Nacht im Fort. Wir sitzen mit dem Führer einer Maschinengewehrkompanie und warten auf die Ablösung. In dem kleinen Raum tickt die Uhr. Bei jedem Einschlag draußen zittert das elektrische Licht. Im Gange postern

die Träger vorbei. Man hört ärgerliche Stimmen: „Rechts halten!“ — „Achtung!“ — „Döstopf!“ — Manchmal rückt einer aus. Auf der Preiße an der Wand schläft der Leutnant, der heute abend hinausgeht. Auf dem Tisch liegen alte Zeitungen und Feldpostpäckchen. Der Hauptmann geht unruhig auf und ab. Wie viel Verluste? Alle Gewehre in Ordnung? Wo ist bloß die Munition geblieben, die seit gestern vorn nirgends angekommen ist? Ich lese auf einem Feldpostpäckchen den Namen Elinor, Berlin, Prinzregentenstraße. Eine Frau. Eine Wohnung. Und hier draußen jeder am Rande des Todes.

Gegen Mitternacht wendet der Leutnant ab. Ein Leutnant? Ein Oberleutnant. Ein Bürger. Verlobt. Er schnallt den Stahlhelm fest. Nach kurzen stummen Abschied ist er draußen. Man hört seine Schritte auf dem Gang hallen. Dann alles still. Langsam fließt die Nacht. Ab und zu hat es neben uns draußen nieder. Vielleicht ist der Oberleutnant jetzt schon getroffen.

Gegen 2 Uhr draußen auf dem Gang Lörm. Der abgelöste Maschinengewehrtrupp trifft ein. Ein junger Unteroffizier von kaum 20 Jahren meldet ihn. Die Leute dampfen und kriesen — bis an die Hüften voll von gelbem Deed. Einige halten sich in der stickigen Luft kaum auf den Beinen. Die Leute sind überdrüssig. Sie lehnen an der feuchten Wand und schließen die Augen. Aber wie der Hauptmann kommt, stehen sie plötzlich stramm wie zur Parade. Der Hauptmann redet zu ihnen — dankbar, gültig. Er weist auf die 12 Tage Ruhe hin, die nun kommen, weit weg unten im Waldlager. Er verteilt einige Kreuze. Aber die meisten der Leute sind so erschöpft, daß sie wie abwesend vor sich hinstarren. Dann treten sie weg. Sie verteilen sich auf ein paar Kasematten. Sie vergessen Durst und Hunger und fallen hin, wo sie stehen. Nur schlafen, schlafen. . . .

Dann kommt ihr Zugführer, der Leutnant. Ein Leutnant? Ein Postassistent. Ein Bürger. Aus Mex. Jart gebaut, jung, Antalkoholiker. Der Hauptmann hält ihn an den Tisch. Während bedient er ihn mit allem, was er will. Aber auch er rührt kaum an die Speisen. Er ist noch voll von den Widern und Geräuschen da draußen. Aufgeregt, nervös erzählt er von den vier Tagen in der Lehmhöhle, die sie barg — mühsam gedeckt gegen kleine Steinsplitter durch eine lächerliche Zellbahn. Er entschuldigt sich, daß er nicht gewaschen ist. Aber sie haben sich eben im Lehm gegraben. Die Ablösung ging gut. Der Oberleutnant ist heil angekommen. Dann wird er plötzlich still — müde — und fällt zusammen. Nach kurzer Zeit hört man von der Preiße her seine tiefen Atemzüge.

Alles schläft jetzt im Fort. Die auf den Wachen, die auf und ab gehen. Die draußen an den Eingängen hocken. Bis auf die Beobachtungsposten, die jede Leuchtugel und jedes Mündungsfeuer genau notieren. Bis auf die Deute am Telephon, das unaufhörlich quakt. Bis auf die Dausende da vorn, die zwischen Tod und Leben an Schlaf nicht denken mögen.

Dr. Adolf Köpfer, Kriegsberichterstatter.

Dermisches.

Die ersten Feuerwaffen.

Im Jahre 1364 soll die Stadt Perugia den Auftrag auf 500 Büchsen vergeben haben, eine Spanne lang, „welche man in der Hand führte und die demnach so stark waren, daß sie durch jeden Garmisch schossen“.

Die ersten Handbüchsen wurden im Jahre 1388 in Nürnberg erwähnt. „Und daß man daselbst 48 Büchse habe die damit gut zu schießen und sie zu laden verstanden . . .“ Ulrich Wehsm löst in Remmingen Kugeln von Blei- und Eisen gießen.

Bei der Verrennung des Schlosses Lannenberg in Hessen 1399 wird der Faustbüchsen gedacht die Städte halten sich gegenwärtig mit ihren damals sehr kostbaren Geschützen, die betreffende Stelle enthält so interessante urkundliche Mitteilungen über den Gebrauch der Feuerwaffen, daß wir sie hier wörtlich folgen lassen:

Der Pfalzgraf hatte nur eine Büchse, die Steine etwas größer als ein Haupt warf, demnach etwa 1 Fuß im Durchmesser und 70—80 Pfund Gewicht hatten. Sein Büchsenmeister war Henne von Wadenheim. Der Erzbischof von Mainz hatte gleichfalls Büchsen gebracht, die nicht näher erwähnt werden, also jedenfalls kleiner waren. Die Stadt Mainz hatte ihre große Büchse gesendet, nachdem sie in Frankfurt durch Vermittlung des Rates Steinkugeln dazu gekauft. Auch hatte man gehört, daß die Frankfurter die „Büchse“ (Abtransport) ihrer großen Büchse in das Lager verdingt hätten, und hat deshalb die Frankfurter, auch die „Zuführer“ (Hintransport) der Mainzer Büchse zu verbinden. Von Frankfurt war schon vorher eine „Zuführer“ (Haustbüchse) geschickt. Die Entscheidung des ganzen Unternehmens erwartete man jedoch von der großen Frankfurter Büchse. Zum Transport der Steine hatten die Bundesgenossen den Frankfurtern 14 Wagen gesendet. Diese schickten zur großen Büchse 16 Steine nebst 12 kleineren und dem nötigen Pulver. Für den Transport der großen Büchse auf die Höhe vor der Burg hatte Henne von Wadenheim eine Aufzugmaschine konstruiert, da er fürchtete, die Kräfte des Zugviehes würden nicht ausreichen. Man schrieb deshalb den Frankfurtern, daß sie lange Seile mitbringen möchten. (Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen.)

Und dann wird von derselben Chronik gemeldet, daß zwanzig Pferde die Büchse nun in die Höhe schafften; für das Gerüste, worauf sie lag, waren 32 Pferde erforderlich. Die Vorbereitung zur Aufstellung der Frankfurter Büchsen luden die Belagerten zu hindern und schossen Steine so groß wie ein Hellerbrot und kleine Metkugeln, ohne indessen jemanden zu treffen. Welchen besonderen Wert man aber auf jede Büchse legte und wie wenige davon überhaupt vorhanden waren, geht daraus hervor, daß die Frankfurter noch vor dem Fall der Feste ihre „Zuführer“ zurückverlangten, um sich zu Hause ihrer eigenen Feinde zu erwehren. Den Erwartungen scheint das große Geschütz entsprochen zu haben, denn schon die erste Kugel fiel in dem Mauerwerk stecken, die zwei durchschlag sogar die Umwallung und bald war die Feste trotz tapferer Gegenwehr der Belagerten genommen. Sie wurde gründlich zerstört und nie wieder aufgebaut.

Das telegraphische Telephongespräch. Eine sehr wesentliche Verbesserung und Erweiterung des Fernsprechverkehrs soll die Erfindung des in Philadelphia lebenden Technikers Paul B. Vanholzer ermöglichen, durch eine originelle Verschmelzung des Telephons und des telegraphischen Sendeequipments. Die Verbindung der beiden Apparate geschieht, wie dem Popular Science Monthly in New York zu entnehmen ist, nicht etwa mit Hilfe der Elektrizität, sondern auf rein mechanischem Wege. Daher ist auch keine Verstärkung des elektrischen Stromes, überhaupt keine Umwandlung der elektrischen Anlage notwendig. Der telegraphische Sendestapel gleicht den bisher üblichen telegraphischen Apparaten, nur ist der Ton seines Tides etwas schärfer. Dieses Lidgeräusch wird durch metallische Verbindung in den Telephonapparat geleitet. Der Laster ist unterhalb der Spreckmündel angebracht, und kann auf diese Weise leicht mit der rechten Hand bedient werden, während die linke Hand den Hörer hält. Die telephonischen Mitteilungen werden also nicht mehr gesprochen, sondern mittels des Senders durch Zeichen nach dem üblichen Morsealphabet gegeben. Der Hauptvorteil besteht darin, daß diese Zeichen auf eine weit größere Entfernung hörbar sind, als es bei der menschlichen Stimme im Telephon der Fall ist. Außerdem sind Mißverständnisse wegen der Einfachheit und Kürze der Zeichenprache so gut wie ausgeschlossen. Auf diesem Wege soll es möglich sein, telephonische Gespräche auf eine Entfernung zu führen, bei der bisher die von menschlicher Stimme gesprochenen Worte nicht mehr verständlich waren.

Ameisen als Entlausler. Ein dänischer Arzt, Dr. Frisch in Århus, hat in der dortigen Presse auf eine Erfahrung aufmerksam gemacht, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen für die Gesundheitspflege im Seere von praktischer Bedeutung werden könnte. Er erinnert nämlich daran, daß die nach Dänisch-Westindien entlassenen dänischen Soldaten in vielen Fällen bei ihrer Heimkehr gründlich verlauset waren, und dann, sobald sie an Land kamen, ihre Kleider einer ebenso einfachen wie wirkungsvollen Entlausungsur zu unterwerfen pflegten. Diese bestand darin, daß sie die verlauseten Kleider in die unmittelbare Nähe eines Ameisenhaufens brachten, und nach der Beschreibung währte es dann nur eine sehr kurze Zeit, bis die fleißigen Insekten sowohl die Käuze, wie auch ihre Eier aufgefunden und weggefressen hatten. Da ein Teil der kriegerischen Ereignisse sich in Waldgebieten abspielt und bekanntlich besonders Nadelwälder an Ameisenhaufen reich sind, so würde es sich vielleicht der Mühe lohnen, mit dieser einfachen und billigen Entlausungsur Versuche zu machen. Dr. Frisch betont, daß er persönlich keine Gelegenheit gehabt habe, eine derartige Kleiderentlausung durch Ameisen zu beobachten, wohl aber hat er selbst mit einem Manne verlauseter Kleider durch Ameisen beobachtet hat und dieser Beobachter bemerkte ausdrücklich, daß die Ameisen auch die Eier mitnahmen.

Ein Wort zum Schutze der Kröten. Ein Feigenbaum wächst der „Klein. Jg.“ aus Meseberg: Wohl wenigen Tieren tritt der Mensch so fern als Naturfeind entgegen, als der Kröte. Sie sind über, als denjenigen, die nicht bezaubert sind und schätzen, die sich auf dem Boden kriechend vorwärts bewegen: den Schlangen, Eidechsen, Fröschen und nicht zuletzt den Kröten. In besonderen aber die Kröten habe ich während eines längeren Aufenthaltes in Belgien manches gelernt. Auch ich habe früher ein derartiges Geschöpf mit gewissen Vorurteilen betrachtet, ohne es mir jedoch einzufallen zu lassen, es in Händen Unterhande zu töten. Gewiß, das Tier ist plump und ungeheuerlich, langsam und träge in der Bewegung, es hat eine marzipane Haut und emblehrt so jeden äußeren Reiz. Die meisten greifen ein derartiges Geschöpf nicht gerne an, zumal es umstände ist, eine ideale Nützlichkeit auszusprechen. Man glaubt, diese sei giftig; dabei ist das einzige, was einem passieren kann, daß das Sekret empfindliche Stellen der Haut etwas rötet; man muß ein solches Geschöpf überhaupt schon ziemlich unskant anfassend, ehe es das sogenannte Gift von sich gibt. Trotz des häßlichen Aussehens hat die Kröte etwas Schönes an sich, das ist das Auge. Man sehe sich das Auge an und ich glaube, daß der größte Wohlstand das Tier, gegen das er schon den Stolz oder Stein erhoben hatte, in ein Gebüch schiebt, wo es vor Ungemach bewahrt bleibt. Das Tier ist ja auch mit einem gut Teil Poese umwoben: man denkt an verzagerte Kröten und Kröten mit goldenen Kränchen, trotzdem die alten Märchen erzählen. Die Kröten gehören zudem zu den nützlichen Tieren, denn, wenn die Natterung eintritt, kriechen sie aus ihren Löchern und machen Jagd auf Würmer, Kräupen und Schnecken. Sie bedürfen einer Menge hieron zu ihrer Nahrung, und so hat der Gärtner in ihnen einen treuen Bekämpfer. Sogar in Belgien hat man die Nützlichkeit schon lange erkannt und in größeren Gemüsegärten halten die Besitzer eine Anzahl der Kröten. Sie werden mit einer gewissen Sorgfalt beschützt, und man mir sagte, wurden sie hier früher sogar auf den Märkten zum Verkauf feilgeboten. Also Schonung dem Tiere, wo man es findet, denn es ist dem Gemüselern ein nützlicher Geselle. Diese Erkenntnis ist eine der wenigen, welche in Belgien Maß gegoffen haben; wurde doch sonst im allgemeinen jegliches Getier von der Bevölkerung rücksichtslos verfolgt, ehe die deutsche Verwaltung im manchem Wandel geschaffen hat.

Heiteres.

„Frik, wirst du wohl aufhören, die Nase am Schwanz zu stecken?“ — „Ja, siehe ja nicht, ich halte bloß den Schwanz, die Nase geht.“

Der brave Emil. Emil war ein Musterjunge. Er machte sich nicht zunutze, daß sein Vater im Felde war. Er gehobte seiner Mutter, sogar der Köchin. Und das will für einen Sechsjährigen etwas heißen. Emil wurde der ganzen Straße als Vorbild vorgehalten. Kein Wunder, daß er bei den Kindern sehr unbeliebt war. Immer das ewige Betonen: „Emil würde das nicht machen!“ Zum Geburtstag wurde Emil natürlich reichlich bedacht. Er freute sich, na ja. Als dann aber die Mutter fragte: „Run, Emilchen, hast du nicht alles, was du willst, oder hast du noch einen Wunsch?“ Da sagte Emil aus vollem Herzen: „Ach ja, ich möchte nur einen einzigen Tag mal so recht ruppig sein dürfen.“

Das di schreiben, d haben und vollauf zu w wichtigmenge dem wurden festgesetzt.

Eblisch das 5/3 von der hier über vorrichtigt des Fuhrm Eltern, die

Rafati. * Arie minderem

Offenbur. Von d hiesigen Ge

schäft in A schaft auf d

Wohnstort wordene W

Wühaderer Die Entsch

gegen haben ber 20 500

nach um die 3 in die Höhe

hoch nur de und Trant

der Eifenbe nicht unmit

* Man und in Dud

stiftung nach dem

erkrankte d selbstgesch

die Mutter — Der

hof fürzte Stadoveres

des Berung jährige Toc

* Ged Landwirt G

bei dem G brachte in

beifindliche abgeriffen

* Ufer Kapsel gege

häßliche * Sch in der Per

lassen, der S endbare

er perfekt n nach Rottwe

wo er zu * Rom

Seuberg: * schäftiger

leste Woche einem klein

gehalten we betn berief

Seine Unif kam, ergä

nügelte nach Rottw

genommen * Weil

fiel so ung

* Ein der Bedö

dem Stge tüben hab

an die wa beitehen

Gudertüß

süßliche C

Wohliten u

* Zur

Sparkasse die Bezir

Verficherer

weiterberei

* Am

Leipzig tag

des Deufte

teute in ei